

Industriosozilogie zwischen Subjekt- und Strukturbezug: Im Gespräch mit Burkart Lutz

Veranstaltung der Sektion Arbeits- und Industriosozilogie am 9. Oktober 2008 aus Anlass der Verleihung des Preises der DGS für ein hervorragendes wissenschaftliches Lebenswerk an Burkart Lutz auf dem 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena

Gesprächsführung: Margit Wehrich und Wolfgang Dunkel

Margit Wehrich: Ich begrüße Sie sehr herzlich, lieber Herr Lutz, liebe Gäste. Wolfgang Dunkel und ich haben über die angemessene Form nachgedacht, wie wir Burkart Lutz ehren könnten. Bei der Eröffnungsveranstaltung war es ja so, dass sich Herr Lutz netterweise das Wort genommen hat – aber es ist ihm nur für ein paar Minuten gelungen. Das war entschieden zu wenig. Anlässlich der 25-Jahre-Feier des ISF München im Jahre 1990 hatte Burkart Lutz auch nur 10 Minuten Zeit, aber immerhin 10 Minuten, nachdem Bolte, Friedeburg, Schmidt, Altmann und Bergmann gesprochen hatten, kam er endlich dran. Und er begann seinen Beitrag damit, dass er meinte, die Veranstalter hätten sich gedacht (ich zitiere Burkart Lutz): „Burkart Lutz hält es nicht länger aus, einer Veranstaltung beizuwohnen, auf der ständig über ihn geredet wird, ohne dass er zu Wort kommt“. Das werden wir jetzt beherzigen.

Herr Lutz hat sich ein Thema gewünscht: Industriosozilogie zwischen Subjekt- und Strukturbezug. Und natürlich kommen wir seinem Wunsch entgegen – aber wir möchten das Thema doch mit seiner Biographie verknüpfen. Wir möchten schon die Chance nutzen, mit Burkart Lutz über fast 60 Jahre Industriosozilogie sprechen zu können. Wir bieten Ihnen jetzt nacheinander fünf Etappen der Industriosozilogie als Gesprächsrahmen an. Wir beginnen mit den 50er Jahren, dann schließen sich die 60er Jahre an, die 70er und 80er Jahre haben wir zusammengenommen, dann die 90er Jahre und schließlich die Jetzt-Zeit. Und natürlich lassen wir es uns nicht nehmen, Sie nach einem Ausblick auf die Zukunft der Industriosozilogie zu fragen. Wir haben uns die erste Dekade erlaubt, folgendermaßen zu kennzeichnen: Es steht hier „Ende und Anfang“ – ein guter Einstieg, der aber auf die späten 40er Jahre verweist. Das ist der programmatische Titel einer links-katholischen Zeitschrift, deren Redaktion Sie angehörten. Und wir haben gedacht, wir stellen das mal an den Anfang.

Vielleicht dürfen wir noch ein Zitat in diesem Zusammenhang hinzufügen: „Zwischen den Stühlen sitzt der Narr am besten“. Dies Zitat stammt von Joseph Drexel, dem Herausgeber der Nürnberger Nachrichten, der es in den 50er Jahren einmal als Motto seiner Weihnachts-Glückwunsch-Karte nutzte (worauf Sie in einem Interview zurückgegriffen haben). Dieses Zitat umreißt unserer Ansicht nach sehr gut, dass Sie von Anfang an für eine außerakademische Industriosozilogie standen – und trotzdem immer dran gearbeitet haben, dass es auch eine ordentliche akademische Soziologie gibt. Denn von der hängt es ja letztendlich auch ab, was die Industriosozilogie für eine Reputation hat. Also die Industriosozilogie, die aus der Analyse betrieblicher Probleme immer gesellschaftliche Probleme ableiten wollte und immer

auch mit gestalten wollte. Die Pionierjahre empirischer Sozialforschung interessieren uns jetzt sehr – und wir haben in Vorbereitung auf dieses Gespräch mit Anneliese Pirker, der Frau ihres Mitstreiters Theo Pirker, gesprochen. Das war die damalige Sekretärin der WWI-Studie. Wir haben einen herzlichen Gruß von ihr an Sie dabei – und sie hat uns erzählt, dass das damals eine sehr unkonventionelle aufregende Forschung war und auch die Forschungsaufenthalte ebenfalls sehr unkonventionell waren. Also sie hat sehr geschwärmt.

Burkart Lutz: Dies ist eine ganze Menge Fragen. Ich will versuchen, sehr kurz zu bleiben, obwohl man mit einigen von ihnen mühelos ganze Tage verbringen könnte.

Zunächst zur Zeitschrift „Ende und Anfang“: Sie war zwischen 1946 und 1949 eine ursprünglich eher katholische und weniger linke, zweiwöchentlich erscheinende Zeitschrift mit dem programmatischen Untertitel „Zeitung der jungen Generation“. Die Zeitschrift wurde im Laufe von etwa zwei Jahren bis zu ihrem endgültigen Verbot immer linker und immer weniger katholisch. Für alles weitere, was ich dann ge- und betrieben habe und vor allen Dingen für meinen Weg zur Industriosozologie sind im Zusammenhang mit „Ende und Anfang“ meiner Meinung nach drei Dinge von Bedeutung.

Das erste sind schlicht die persönlichen Beziehungen in der Redaktion, die sich einerseits auf einen festen Kern gemeinsamer Überzeugungen und Denkstrukturen stützten, andererseits jedoch zumindest zeitweise in erheblichem Umfang emotionsgeladen waren. Wir drei, Theo Pirker, Siegfried Braun und ich, stammten alle drei aus der Gruppe „Ende und Anfang“. Wir stiegen gemeinsam in die Soziologie ein – was sowohl wir selbst wie auch viele der gleichaltrigen Kollegen als nachgerade selbstverständlich betrachteten.

Das zweite Wichtige war die frühzeitige Erkenntnis der engen Verbindung von Soziologie mit gesellschaftlichen Veränderungen, genauer mit der Entwicklung unserer Gesellschaft.

Und das dritte, wahrscheinlich Wichtigste, war eine sehr intensive Lektüre von und Auseinandersetzung mit Marx.

Dies sind im Wesentlichen die Ingredienzien, die wir ab 1950 in unsere Tätigkeit als Soziologen einbringen konnten. Nach dem Ende von „Ende und Anfang“ teilten sich die Wege der Redaktionsmitglieder der Zeitschrift, wobei sich zwei Hauptpfade unterscheiden lassen: Die Mehrheit der Redaktion blieb im Journalismus bzw. in der Publizistik. Drei Mitglieder der Gruppe – Siegfried Braun, Burkart Lutz und Theo Pirker – wurden Soziologen, genauer Industriosozologen und wirkten aktiv an dem mit, was man unter der Bezeichnung „Pionierphase der Industriosozologie“ zusammenfassen könnte.

Dann zu einer Phase, die man als die frühe Industriosozologie bezeichnen kann: Die 50er Jahre brachten (übrigens nicht nur in Deutschland) einen regelrechten Boom industriosozologischer Forschung, der sicherlich erklärungsbedürftig ist. Zu seiner Erklärung bieten sich zumindest zwei Thesen an, von denen die eine vor allem auf biographische Faktoren, die andere dezidiert auf gesellschaftliche Bedingungen abstellt. Die erste der beiden Thesen argumentiert vor allem in berufssoziologischer Perspektive und versucht zu zeigen, warum wir Soziologen wurden (obwohl meines Wissens niemand unserer Generation Soziologie studiert hatte). Die andere These will hingegen zeigen, warum wir uns – als Soziologen – dem Thema industrieller Arbeit und industrieller Betriebe zuwandten.

Ich will beide Thesen sehr knapp skizzieren.

Erstens die erheblichen biographischen Gemeinsamkeiten der Industriesoziologen: Die Frage, was uns dazu veranlasste, Soziologie als Beruf zu wählen, ließe sich auf einer biographisch-anekdotischen Ebene recht einfach beantworten: Eine Reihe von jungen, eher cleveren, beruflich noch ein bisschen orientierungslosen, aber stark wissenschaftlich und politisch interessierten Kriegsheimkehrern – wir waren ja allesamt Kriegsheimkehrer – suchte nach einer Möglichkeit, sich mit einer interessanten Tätigkeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Und sie nutzten recht geschickt die sich bietende Gelegenheit, auf das beträchtliche öffentliche Interesse an Mitbestimmung, an Arbeit und an Arbeiterschaft, gewissermaßen aufzuspringen.

Die Option für Soziologie, bei der sicherlich auch Zufälle eine Rolle spielten, erschien uns und vielen Altersgenossen eine mehr oder minder selbstverständliche Entscheidung. Rückblickend stellen sich allerdings viele Merkmale die „Pionierphase“ der Industriesoziologie deutlich anders dar – als Ergebnis des Zusammentreffens sowohl von biographischen wie von historischen makrogesellschaftlichen Bedingungen, die insgesamt ausgesprochen unikalen Charakter trugen.

Zweitens die großen Untersuchungen der frühen 50er Jahre: Um dies zu begründen, darf ich Ihnen zunächst in Erinnerung rufen, dass es in dieser Pionierphase innerhalb weniger Jahre zumindest vier große, aus heutiger Sicht ganz überwiegend wirklich großartig finanzierte Untersuchungen stattfanden. Es gab die Untersuchung, die wir gemacht haben, im Rahmen, genauer als eine Art Anhängsel des damaligen WWI der Gewerkschaften. Es gab die, wenn ich mich recht erinnere, von der Rockefeller Foundation finanzierte Studie der Sozialforschungsstelle Dortmund, die sich vor allem mit den Namen Popitz und Bahrdt verbindet. Es gab dann die als Gegenstudie gegen die „Gewerkschaftsstudie“ lancierte, vom Mannesmann-Konzern in Auftrag gegebene und finanzierte Untersuchung über Betriebsklima am Frankfurter Institut für Sozialforschung. Und es gab die große, von Helmut Schelsky geleitete Untersuchung über die Berufsnot der Jugend.

Die Umstände, unter denen diese Untersuchungen zustande kamen und durchgeführt wurden, verdienen einige rückblickende Bemerkungen, wobei ich mich auf zwei von ihnen beschränken will.

Die Forschungsarbeiten der „industriesoziologischen Untersuchungsstelle des WWI der Gewerkschaften“, so der offizielle Titel der Arbeitsgruppe, die aus Siegfried Braun, Burkart Lutz und Theo Pirker, dem Mathematikstudenten Fro Hammelrat und der Sekretärin (und späteren Frau von Theo Pirker) Anneliese Weinzirl bestand, und die durch sie geprägten Lebensumstände lassen sich heute wohl nur noch mit einiger Anstrengung vorstellen. Beherrschend waren zwei Bedingungen: Einerseits hatten wir sehr wenig Geld, da unsere Auftraggeber, die Arbeitsdirektoren der von uns untersuchten Hütten- und Stahlwerke, ganz überwiegend erst seit kurzem ihre neuen Ämter übernommen und kaum Erfahrung mit der Vergabe größerer wissenschaftlicher Aufträge hatten. Andererseits war die Bereitschaft zumeist hoch, wenn es um nichtmonetäre Leistungen ging – von kostenlos zur Verfügung gestellten Gästewohnungen, freier Verpflegung im Werkskasino, bereitgestellten Dienstwagen mit Fahrer und komplizierten Sonderauswertungen der Personaldaten bis zu „Belegschaftsessen“ und sehr einfachen Quartieren in Werkswohnheimen.

Die Frankfurter „Betriebsklima“-Untersuchung sollte ganz dezidiert eine Gegenstudie gegen die Gewerkschaftsuntersuchung von Braun, Lutz und Pirker sein. Dass sie zustande kam, hängt sicherlich auch mit einigen Personen zusammen. Es gab damals im engeren Stab des Vorstandsvorsitzenden der Mannesmann AG einen jungen Juristen, der später einmal Bundespräsident wurde. Er und seine Kollegen er-

hielten den Auftrag, eine Strategie gegen die möglichen, aber unbekannteren Gefahren gewerkschaftlicher Sozialforschung zu konzipieren. Ich nehme an, dieser junge Jurist musste sich im Zuge seiner Offiziersausbildung auf der Kriegsschule auch mit den Grundlagen der Belagerungskunst beschäftigen und lernte hierbei insbesondere, dass man eine Mine am besten durch eine Gegenmine bekämpft. Der billigte die Idee einer Gegenuntersuchung und gab den Auftrag, den besten deutschen Soziologen hiermit zu betreuen, wobei Geld offensichtlich keine Rolle spielte. Dieses führte zu lebhaften Telefonaten, die sich vor allem um die Frage drehten, wer denn der berühmteste und bedeutendste deutsche Soziologe sei. Der Experte, der dann den Ausschlag gab, war Helmut Becker, Sohn des ehemaligen preussischen Kultusministers, späterer Gründer des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin und seit den frühen 50er Jahren Syndikus des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Sein Rat war eindeutig: Zweifellos gäbe es nur einen Wissenschaftler in Deutschland, der diese Gegenuntersuchung machen könne, Theodor W. Adorno, der aus Amerika zurückgekommen sei und sich in den USA mit dem neusten Stand der empirischen Sozialforschung vertraut gemacht haben.

Auf diesem Weg erhielt das Frankfurter Institut für Sozialforschung den Auftrag zu einer Untersuchung, mit der Thesen widerlegt werden sollten, von denen man fürchtete, dass sie in unserem – damals noch gar nicht geschriebenen – Untersuchungsbericht stehen würden.

Alles in allem war die Pionierphase der Industriosozilogie sicherlich etwas ausgesprochen Eindrucksvolles, für das es weder in der Zeit zuvor noch in den folgenden Jahren Vergleichbares gab. Die Zahl der in industriosozilogischer Forschung engagierten, ganz überwiegend gleichaltrigen, Wissenschaftler, war ausgesprochen groß. Die Ressourcen, über die wir – manchmal auf etwas skurrile Weise – verfügen konnten, waren bedeutend. Wir haben auch ziemlich intensiv gearbeitet, sodass bereits nach wenigen Jahren ein ganzes Paket von Publikationen entstand, von denen einige noch heute als Klassiker gelten. Dies war nur unter exzeptionellen Bedingungen möglich, die sehr eng mit den gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der frühen Bundesrepublik zusammenhängen dürften.

Die offene „Arbeiterfrage“ der frühen Bundesrepublik, die Bedeutung der Industriosozilogie: Die grundlegenden gesellschaftlichen und politischen Strukturen der Bundesrepublik waren nicht zuletzt geprägt durch das, was man als die Lebensleistung von Konrad Adenauer bezeichnen kann, den Aufbau einer sehr stabilen Allianz des alten und des neuen Mittelstandes. Die CDU war die Partei, in der sich der alte und der neue Mittelstand – zum Teil auf regionalspezifisch etwas längeren Umwegen, wie sie die Bayernpartei oder die Deutsche Partei in Niedersachsen gingen – zusammengefunden haben.

Zunehmend wurde sichtbar, dass sich mit der Bildung dieser Allianz mit großer Dringlichkeit eine nach wie vor offene Arbeiterfrage stellte: Welche Rolle konnten und sollten die Arbeiter und die politisch-gesellschaftlichen Organisationen der Arbeiterschaft gegenüber dieser Allianz spielen? Sie waren einerseits nirgendwo als wirkliche Partner beteiligt. Andererseits war die Arbeiterschaft nach dem 2. Weltkrieg und im Zusammenhang mit Innovationen, die überwiegend noch von den Besatzungsmächten erzwungen worden waren, letztlich viel dichter in das politisch-administrative System eingebunden als je zuvor in der deutschen Geschichte.

Dies war ein Widerspruch, man könnte vielleicht sogar von einem Grundwiderspruch sprechen, von dem niemand so recht wusste, wie man mit ihm umgehen kann und umgehen soll.

Es war einerseits in den Strukturen und den gesellschaftlichen Verhältnissen der 50er Jahre nicht möglich, die Organisationen der Arbeiterschaft nach dem Vorbild von Weimar gänzlich aus dem politisch-administrativen System auszuschließen. Hierzu war die „Rote Gefahr“ einer von der Sowjetunion gestützten kommunistischen Machtübernahme zu drohend; auch war es ja keineswegs evident, dass die Mehrheit der deutschen Arbeiter kein nennenswertes Interesse an der DDR haben sollte, weshalb die Eindämmung eines potentiellen DDR/SED-Einflusses auf die deutschen Arbeiter eines der Grundthemen der deutschen Politik in den 50er Jahren war – die im übrigen ziemlich finstere, bleierne Jahre gewesen waren, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung sagen möchte.

Andererseits änderte die Tatsache, dass der Arbeiterschaft offenkundig nicht jegliche Form von gesellschaftlicher Teilhabe versagt werden konnte, weil sonst die Gefahr ihres Übertritts ins rote Lager viel zu groß war, nur wenig an der Unsicherheit darüber, wie man denn unter diesen neuen Bedingungen mit den Arbeitern umgehen sollte und könnte. So kam es in den Nachkriegsjahren mehrfach zu ausgesprochen brutalen, gewalttätigen Formen der Eindämmung von Streiks – in Hessen ebenso wie in Bayern. Und offenkundig wäre die Bereitschaftspolizei beider Länder nur zu gerne mit Panzerwagen gegen die Streikposten vorgegangen, wenn dies von den westlichen Alliierten erlaubt worden wäre. Die Wasserkanonen sind im Übrigen bei dieser Gelegenheit erfunden worden.

Aus dieser offenen, ungelösten Arbeiterfrage entstand – und dies ist für unsere Argumentation von zentraler Bedeutung – ein essentieller gesellschaftlicher Wissensbedarf. Was passiert eigentlich in der Industrie? Verändert sich wesentlich in der industriellen Arbeit? Und was geschieht in den Köpfen der Industriearbeiter?

Trotz mangelnder Vorbereitung großer Einfallsreichtum der industriesoziologischen Forschung: Der hohe Wissensbedarf erklärt meiner Meinung nach sehr gut, warum sich damals so viele Soziologen zur gleichen Zeit, aber an verschiedenen Stellen und mit verschiedenen Spezialfragestellungen auf den Weg in die Industrie machten. Er erklärt auch, warum wir auf diese Herausforderung methodisch, erhebungstechnisch und auswertungstechnisch sehr unzureichend vorbereitet waren.

Gemessen an den heutigen Standards war unser empirisches Vorgehen zum Teil nachgerade abenteuerlich – was uns gleichzeitig große Spielräume für Innovationen verschiedener Art eröffnete. So haben wir in der WWI-Gruppe unsere Fragebögen über die gewerkschaftlichen Vertrauensleute verteilen und wieder einsammeln lassen. Wir hatten natürlich verschließbare Umschläge beigelegt, doch kamen die meisten Fragebögen nicht im Umschlag, sondern im Bündel mit einer Büroklammer wieder zurück. Popitz und Bahrndt hatten sich für mündliche, qualitative, teilweise ausgesprochen narrative Interviews entschieden; die anschließend von den Interviewern nach handschriftlichen Notizen und der Erinnerung als Protokolle diktiert – wobei Qualität und Reichhaltigkeit dieser Protokolle unzweifelhaft auch mit der Schreibfähigkeit des jeweiligen Interviewers korrelierte – wie bereits die hohe Variation der Protokoll-Länge (zwischen vier und zwanzig Seiten) indiziert.

Welche Rolle Improvisation und Einfallsreichtum spielten, möchte ich noch an einem weiteren Beispiel aus der WWI-Untersuchung zeigen: Wir hatten in der WWI-Untersuchung am Ende sehr große Datenmengen – mehrere Tausend Interviews und Personaldaten für etwa 40.000 Beschäftigte der untersuchten Werke. In unseren Überlegungen zur Auswertung dieser Datenmassen fiel irgendwann das Stichwort Lochkarten. Das Lochen der Karten übernahm eines der Untersuchungswerke, die eine große Locherkapazität hatten. Zur Auswertung führen wir dann nach Bad Go-

desberg, wo die amerikanische oder die englische Botschaft eine eigene Meinungsforschungsabteilung besaß, die mit Hollerithmaschinen gut ausgestattet war. Dort sagte man uns: Ihr könnt auf unseren Maschinen arbeiten, aber natürlich nur von Samstagmittag bis Sonntagabend. So haben wir denn Wochenende von Samstagnachmittag bis Sonntagnachmittag sortiert, sortiert, sortiert.

Mein wesentliches Argument ist allerdings, dass – jenseits von Skurrilitäten der genannten Art – die hohe Bedeutung von Industriearbeit in dieser Aufbruchphase der Industriosozologie sicherlich auch als Ausdruck eines starken historischen Interesses gedeutet werden kann und darf, mit dem sich ein ausgeprägtes Wissens-, Kenntnis- und Aufklärungsbedürfnis verband. Dabei spielte das Subjekt – jetzt komme ich auf den Titel des heutigen Abends, den ich etwas voreilig vorgeschlagen habe – natürlich eine wichtige Rolle. Sehr schnell stellte sich für uns alle, die drei Gruppen von Soziologen, die vorrangig an diesem Aufbruch beteiligt waren, heraus, dass der Zugang zu den Strukturen in erheblichem Umfang gewonnen werden kann über das Subjekt, das heißt über mehr oder minder standardisierte Aussagen von Personen, z.B. zur Arbeitszufriedenheit, zur Zufriedenheit mit dem Meister, zur Zufriedenheit mit dem Betriebsrat, und ähnlichem. Hierbei möchte ich offen lassen, ob der Weg über das Subjekt der einzig gangbare Zugang zu Strukturen ist.

Damit möchte ich im Augenblick bewenden lassen und einen Sachverhalt aufnehmen, der von den Moderatoren explizit als wichtig betrachtet wird. Nämlich die Entstehung der Sektion Industriosozologie. Ich werde aber später den Faden, den ich jetzt fallen lasse, nochmals aufgreifen.

Zur Entstehung der Sektion Industriosozologie: Wie kam, so fragten Sie mich unter anderem, die Sektion Industriosozologie zustande? Dies ist eine etwas längere Geschichte.

Um 1954/55 begannen wir damit, unsere Berichte vorzulegen. Es erschienen die ersten größeren Aufsätze, Forschungsberichte und dann auch Bücher. Nun standen in diesen Forschungsberichten und Druckmaterialien Dinge, die ziemliche Irritationen verursachten, nicht nur im konservativen, technisch-ökonomischen Management, sondern bis weit in das Milieu der Betriebsräte und Arbeitsdirektoren hinein. Die Betriebsräte fanden es z.B. nicht so lustig, dass die Arbeiter überwiegend mit dem Meister zufriedener waren als mit dem Betriebsrat, das war nicht sehr schön. Sehr bald kam es zu größeren Auseinandersetzungen, zumal die Vergabe der Betriebsklima-Untersuchung durch das Mannesmann-Management von Vielen als eine Art Kampfansage betrachtet wurde.

In dieser Stimmungslage wurde ein Arbeitskreis von Mitarbeitern der Arbeitsdirektoren gebildet, darunter mehrere Psychologen, die in der Lehrlingsauswahl tätig waren. Dieser Kreis begann, die Methodologie zu kritisieren, so z.B. die Methodologie des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, deren Befragungsstichprobe nicht repräsentativ sei. Dies führte zu Diskussionen, so dass es notwendig erschien, die Sache zu klären.

Die „Gesellschaft für Soziale Betriebspraxis“, ein Zusammenschluss von Arbeitsdirektoren, der vor allem von den Werken finanziert wurde, übernahm es, zu diesem Zweck eine Tagung in Düsseldorf zu organisieren, auf der die projektverantwortlichen Soziologen ihre Befunde zur Diskussion stellen sollten. Etwas ironisch sagten wir, man wolle bei dieser Gelegenheit die Soziologen zusammenholen und in eine Arena schicken, in der Hoffnung, dass wir uns so richtig die Augen auskratzen werden.

An dieser Tagung in Düsseldorf nahmen von Seiten der Soziologen Popitz und Bahrndt aus Dortmund, Adorno und Friedeburg aus Frankfurt und Braun, Lutz, Pirker aus dem WWI teil; ob auch Jüres und Kesting aus der Dortmunder Gruppe dabei waren, kann ich ohne Recherchen nicht mehr sagen. Die drei aus der WWI-Gruppe. Wir legten eine Zusammenfassung unserer Daten vor (die wir uns unter Kollegen natürlich teilweise schon kommuniziert hatten) und stellten fest, dass es jenseits grundlegender Unterschiede im methodischen Vorgehen in inhaltlicher Perspektive überhaupt keinen ernsthaften Dissens gab. Überall dann, wenn wir wirklich vergleichbare Fragen gestellt hatten, waren die Befunde bis in den 1%-Bereich identisch.

Wir fanden dies sehr spannend, während die Herren aus der Stahlindustrie (die auf den Rängen saßen) das Ergebnis vielleicht weniger goutierten. Unter Soziologen waren wir uns auch sehr schnell einig darin, dass wir weitermachen sollen. Wir schauten uns unter den Kollegen um, wen wir noch einladen sollten. Sehr schnell stieß Heinz Kluth, zusammen mit Tartler und zeitweise auch Lohmar zu uns, die an der großen Studie zur Jugendarbeitslosigkeit unter Leitung von Schelsky (Vater!) beteiligt waren. Dahrendorf, frisch aus England zurückgekehrt, wurde schnell integriert. Etwas später kamen Lepsius und Bolte.

Es gab ein oder zwei Fälle, bei denen der Kreis dezidiert der Meinung war, die Kollegen würden nicht zu uns passen. Es versteht sich wohl von selbst, dass ich hier keine Namen nenne. Das Kooptationsverfahren hatte sich rasch herausgebildet: Wer uns interessant erschien oder wer darum bat, mitmachen zu können, wurde zur nächsten Sitzung eingeladen. Und nach dieser Sitzung gab es meist sehr schnell ein positives oder negatives Urteil. Dieser Arbeitskreis kam sehr schnell mit üblicherweise zwei Sitzungen pro Jahr ins Laufen. Zumindest während der ersten Jahre war das methodische Interesse sehr stark. Wir hatten alle ein hohes Interesse daran, unser methodisches Instrumentarium zu vervollständigen und zu konsolidieren, wobei anfangs das Arbeiten mit betrieblichen Statistiken als besonders wichtig erschien.

Irgendwann erfuhren wir, die Deutsche Gesellschaft für Soziologie hätte beschlossen, Sektionen einzurichten. Wir seien doch eine lebendige und produktive Gruppe, ob wir nicht bereit seien, uns in unserer damals bestehenden Form als Sektion Industriosozologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zu etablieren. Wir haben natürlich ein bisschen überlegt und diskutiert, doch war die Lage eindeutig und die Entscheidung fiel nicht schwer.

Wolfgang Dunkel: Ich sehe schon, wir kommen mit unserem Zeitmanagement nicht zurecht.

Burkart Lutz: Natürlich nicht. (Gelächter)

Wolfgang Dunkel: Dann versuchen wir jetzt einen kurzen Sprung in die 60er Jahre und sehen, wie weit wir noch kommen.

Wolfgang Dunkel: Die 60er Jahre haben wir überschrieben mit Wohlstand auf der einen Seite, Aufbruch auf der anderen Seite. Die Arbeiterfrage hat sich ja dann anders gelöst als Sie das in den 50er Jahren vermutet hatten. Um noch einmal Frau Pirker zu zitieren, sie sagte lapidar: „Und dann kam der Wohlstand“. Dann war es vorbei mit Vorstellungen von revolutionärer Erhebung und von massiven Konflikten. Sie haben ja später selbst analysiert, wieso es dazu kam.

Jetzt ist die Frage: Wie hat sich die Industriosozologie weiter entwickelt? In Ihren biographischen Erinnerungen haben Sie geschrieben: es gab eine Latenzphase der Industriosozologie in der ersten Hälfte der 60er Jahre. Hat es etwas damit zu tun

gehabt, dass der Wohlstand und die weiteren Karrierechancen der Arbeiter diese offene Arbeiterfrage entschärft haben? War es das?

Burkart Lutz: Nein, nein.

Wolfgang Dunkel: Es gab aber dann, um das noch zu sagen, ab Mitte der 60er Jahre einen Neuanfang der Industriosozologie: Gründung des ISF München, RKW-Studie Göttingen, das dann auch zur Gründung vom SOFI geführt hat. Also in der zweiten Hälfte der 60er Jahre war die Situation wieder eine andere. Aber zunächst einmal: Wie ging es mit der Industriosozologie weiter in der ersten Hälfte der 60er Jahre?

Burkart Lutz: Um diese Frage zu beantworten, muss man nochmals ein wenig in die 50er Jahre zurückgehen (Gelächter), denn die Entwicklung der Industriosozologie ist – in den 60er Jahren ebenso wie in den folgenden Jahrzehnten – geprägt durch schnelle Prozesse sowohl der Thematisierung wie der Dethematisierung. Die Bedeutung dieser Prozesse ergab und ergibt sich vor allem daraus, dass soziologische und insbesondere industriosozologische Forschung – und das ist eine der zentralen Schwächen unseres Forschungsapparates – in hohem Grade abhängig ist von externer Finanzierung. Und die Chancen externer Finanzierung wiederum sind in hohem Grade abhängig davon, welche Fragestellungen, welche Problemen und welche Forschungsfelder in der jeweiligen historisch-gesellschaftlichen Konstellation als wichtig wahrgenommen werden,

In dieser Perspektive ist übrigens die frühe Industriosozologie von hohem Interesse, weil in der ersten Hälfte der 50er Jahre eine hochgradige, beinahe perfekte Übereinstimmung von thematischer Dringlichkeit der Forschung und materieller Möglichkeit ihrer Durchführung herrschte. Diese Übereinstimmung ging allerdings in der Mitte der 50er Jahre mit dem Ende der Pionierphase sehr rasch verloren. Das Interesse an industrieller Arbeit und an industriosozologischer Forschung, verschwand binnen kurzem praktisch von der Tagesordnung.

Dieses Interesse setzte erst in der Mitte der 60 Jahre wieder neu ein mit einem hoch belegten Begriff, dem Begriff der Automation. Die Realität der Automation, vor allem aber der öffentliche Diskurs über die absehbare Bedeutung und die zu erwartenden Folgen der Automation waren geradezu ein Gottesgeschenk für die Soziologie im Allgemeinen und für die Industriosozologie im Besonderen. Ich würde mir sehr dringlich wünschen, noch mal eine solche Boomphase industriosozologischer Forschung zu erleben. Einige Kollegen haben zwar geglaubt, das Internet könnte eine ähnliche Rolle spielen, doch entsprang aus dem Internet bislang ganz offenkundig keine bedeutsame Fähigkeit, mehr Forschungsmittel zu mobilisieren.

Kontinuität, dem Wandel und die potentiellen Erträge longitudinaler Analysen, wobei zunächst personelle Kontinuitäten als wichtige Ressourcen hervorzuheben sind: Ganz generell und leider nicht lediglich periodenspezifisch gilt, dass die großen Etappen der Industriosozologie wegen ihrer hohen Abhängigkeit von projektgebundener Finanzierung recht genau mit den Prozessen der gesellschaftlichen Thematisierung und Dethematisierung korrespondieren. Dies wirft mehrere spannende Fragen auf, die sich insbesondere auf die Übergänge von einem solchen Thematisierungsboom zum nächsten richten: Wie verlaufen diese Übergänge? Wie kombinieren oder blockieren sich binnenwissenschaftliche Veränderungen mit Entwicklungen im gesellschaftlichen Umfeld? Gibt es ausreichend Kontinuität oder ein Übermaß an Diskontinuität?

Die große Chance der Industriosozologie in den 50er und den 60er Jahren lag darin, dass wir eine im Rückblick eigentlich erstaunliche hohe personelle Kontinuität hatten. Dies bedeutete unter anderem, dass auch Kolleginnen und Kollegen, die auf Lehrstühle mit ganz anderen Gebieten berufen wurden, Jahr um Jahr in der Sektion aktiv blieben, mitgearbeitet und vor allem auch mitdiskutiert haben.

In den 60er Jahren ist diese Kontinuität zumindest in größeren Teilen abgerissen. Es kam eine neue Generation, die 68er, die Sie alle viel besser kennen als ich, denn wenn ich die Köpfe mit grauen Haaren zähle, ist diese Generation hier reichlich vertreten. Dieser Generationswechsel brachte in mehrfacher Hinsicht einen neuen Wind, ein neues Tempo und eine neue Energie in die Industriosozologie. Es kam aber gleichzeitig auch zu einer deutlichen Verlagerung der inhaltlichen Schwerpunkte. Dies hatte nicht zuletzt zur Folge, dass die großen Erkenntniserträge, die mit Längsschnittauswertungen und Längsschnittanalysen hätten gewonnen werden können, lange Zeit hindurch unerschlossen blieben.

Dies will ich trotz der knappen Zeit noch an einem Beispiel konkretisieren.

„Alte“ und „neue“ Arbeiter: Die größte industriosozologische Untersuchung der 60er Jahre war die von Kern und Schumann („Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein“). Diese Untersuchung erbrachte (übrigens mit einer Rezeptionsbreite, von der wir alle heute nur noch träumen können) Ergebnisse, die in einem offenen Widerspruch zu den Erwartungen an die weitere Entwicklung industrieller Arbeit standen, mit denen wir unsere großen Untersuchungen aus der ersten Hälfte der 50er Jahre abgeschlossen hatten. Wir hatten in diesen großen Untersuchungen neben vielen anderen Befunden einen starken Befund: die hohe Unzufriedenheit vieler der befragten Arbeiter und insbesondere eine eindeutige Altersabhängigkeit dieser Unzufriedenheit. Unzufrieden waren nach diesen Befunden nicht die Arbeiter als solche, sondern die jüngeren, unter 40-Jährigen. Zugleich zeigten sich ausgeprägte altersbedingte Unterschiede in den Zufriedenheitswerten.

Wir schlossen aus diesen Befunden, die Siegfried Braun in einem eher kurzen, konzisen Text, der für mich zu den besten Texten gehört, die in der Sozialwissenschaft der letzten Jahrzehnte geschrieben wurden, meisterhaft präsentierte, dass es Mitte der 50er Jahre zwei Generationen von Arbeitern gab, die „alten Arbeiter“ und die „neuen Arbeiter“.

Auf der einen Seite stand der traditionelle Hüttenarbeiter, der überwiegend ländlicher Herkunft war, nichts gelernt hatte, außer schwere körperliche Belastung zu ertragen, und der sich dann im Laufe von Jahrzehnten in den typischen qualifizierenden Mobilitätsketten interner Arbeitsmärkte nach oben gearbeitet hat. Diese Arbeiter bezogen, wie Siegfried Braun dies formulierte, Selbstbewusstsein aus dem heroischen Charakter ihrer Arbeit. Ihre Arbeitsbedingungen, Hitze, schwere körperliche Arbeit, Dämpfe und Dreck werden von ihnen nicht nur, ja nicht einmal vorrangig als Belastung interpretiert, sondern als Beleg für eine bestandene Bewährungsprobe.

Die jungen Arbeiter hingegen, die andere Generation, unsere eigene Generation, mit der wir uns trotz der beobachtenden Distanz des Forschers mehr oder weniger identifizierten, waren ganz überwiegend städtischer Herkunft. Sie hatten eine gute Schulbildung. Viele von ihnen hatten einen modernen Beruf gelernt, und die meisten von ihnen hatten im Krieg in der einen oder anderen Weise eine Menge an Fähigkeiten im Umgang mit Technik und Organisation erworben. Dieses war die Gruppe mit der höchsten Unzufriedenheit.

Wir waren überzeugt, dass diese Struktur nicht dauerhaft sein kann. Heute (also in der Mitte der 50er Jahre, zum Zeitpunkt der Erhebungen und Auswertungen) ist

diese Gruppe der kritischen, unzufriedenen Jungen noch in der Minderheit. Sie müssen sich unterordnen, während die Vorgesetzten ganz überwiegend Vertreter der alten Generation und ihrer Einstellungen sind. Aber das Altern wird bewirken, dass die alte Generation sukzessive aus dem Betrieb ausscheidet. Damit werden Arbeiter einer neuen Generation überwiegen, die ein ganz anderes, instrumentell-technisches Verhältnis zur Arbeit haben, die es unerträglich finden, dass man schwere Lasten mit Hand bewegen muss, obwohl es genügend Kräne gibt. In den Gruppendiskussionen, die wir durchführten, hörten wir dann: „Das geht doch nicht so“, „das kann man doch nicht machen“, „man kann doch Menschen nicht so schinden, wenn es die Technik dafür gibt!“

Wenn diese Generation immer zahlreicher wird und zunehmend an Einfluss gewinnt, sind nur zwei Entwicklungen denkbar: Entweder ändern sich in der Stahlindustrie und in anderen Industrien ähnlicher Art die Verhältnisse sich sehr schnell, oder es wird zu einem großen Knall kommen (was wir so ein bisschen gehofft haben, wäre es doch schön gewesen, einmal eine Revolution mitzumachen).

Die Befunde, die Kern und Schumann ein gutes Jahrzehnt später erhoben und veröffentlicht haben, belegen, dass weder das eine noch das andere eingetreten ist. Ganz im Gegenteil: Die von Kern und Schumann Mitte bis Ende der 60er Jahre befragten Arbeiter waren zufriedener als die von uns in den frühen 50er Jahren interviewten Arbeiter. Die Rationalisierung kam nicht zum Stillstand, sondern hat zu dieser Zeit mit großer Macht gewirkt. Die Arbeiter aus der zweiten Hälfte der 60er Jahre waren nicht, wie wir ein Jahrzehnt zuvor, erwartet hatten, kritischer, veränderungsbeherber und stärker Verbesserungen fordernd. Sie waren vielmehr eher brav und still.

Dies wirft Fragen auf, die für den Industriesozologen einigermaßen bitter sind: Waren wir in der Pionierphase der Industriesozologie vielleicht doch einigermaßen naiv? Haben wir vielleicht einfach unsere Wunschträume mit der Realität verwechselt? Haben wir nur jedes Alltagsgrummeln („Unzufriedenheitsrauschen“ könnte man sagen) bereits als eine zunehmende Verschärfung des Grundwiderspruchs interpretiert? Und letztlich: Wie passen die verschiedenen Ergebnisse eigentlich zusammen?

Die Ergebnisse der Untersuchungen aus den frühen 50er Jahren und aus den späten 60er Jahren passen sehr gut zusammen, wenn man noch eine zusätzliche Dimension in die Überlegung einbezieht: die Dimension der Lebensläufe der Beteiligten.

Das Integrationspotential beruflichen Aufstiegs: Wenn man beim Längsschnittanalysen nicht lediglich stabile Zustände unterstellt und die Verhältnisse zu zwei Daten vergleicht, sondern auch die – subjektbezogene Dynamik der Lebensläufe in den Blick nimmt, zeigt sich, dass zwischen 1954/55, und 1966/67 ein sehr mächtiger Prozess strukturellen, insbesondere betrieblichen und technischen Wandels völlig neue Daten für die Arbeitergruppen und Generationen entstehen ließ, die wir ein gutes Jahrzehnt früher untersucht hatten. Ein Großteil derer, die 1954/55 sehr unzufriedene jüngere Arbeiter mit oftmals ausgesprochen schlechten und schweren Arbeitsplätzen hatten, waren ein gutes Jahrzehnt später nicht mehr Arbeiter. Dies geschah nicht trotz, sondern im Gegenteil wegen des Siegeszuges tayloristischer Rationalisierung, eröffnete doch die massive Ausdehnung tayloristischer Massenproduktion mit ihrer tiefgreifenden funktional-hierarchischen Arbeitsteilung ein riesiges Gelegenheitsfenster, durch das in der fraglichen Zeit Hunderttausende, wenn nicht Millionen von Arbeitern, insbesondere Facharbeitern, den Weg des beruflichen Aufstiegs zu Ingenieuren und Technikern, zu Meistern oder anderen technischen Angestelltenpositionen fanden.

Zwischen den beiden Volkszählungen von 1950 und 1970 hat sich (zum jeweiligen Gebietsstand) die Zahl der Techniker und Ingenieure in der Privatwirtschaft von etwa 160.000 auf rund 570.000, also um mehr als 400.000 erhöht. Hinzu kommt eine sicherlich noch wesentliche größere Zahl von Meistern oder technischen Angestellten, die keine staatliche Technikerprüfung absolviert, sondern auf andere Weise (z.B. in Refa-Kursen) das geforderte Wissen erworben haben, Verglichen mit den Absolventenzahlen der Technikerschulen, Ingenieurschulen und technischen Hochschulen ist es evident, dass der weitaus größte Teil der 1970 in den Privatwirtschaft beschäftigten technischen Fachkräfte aus ehemaligen, im Beruf, oftmals im Betrieb aufgestiegenen Facharbeitern bestand. Zu ganz ähnlichen Zahlen kommt, ein weiteres Jahrzehnt später, das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

Dem steht gegenüber, dass die Arbeiter, die Kern und Schumann um 1966/67 befragten, ihrerseits die gleichen sozialen Charakteristika aufwiesen, die schon Braun 1954 als typisch für den alten Arbeiter bezeichnet hatte. Sie waren wiederum ganz überwiegend ländlichen Ursprungs, kaum verwertbare berufliche Qualifikation außer ihrer körperlichen Kraft und waren gezwungen oder auch glücklich, irgendwo eine stabile Arbeit gefunden zu haben.

Es kann angesichts des Zusammenwirkens beider Entwicklung, massenhafter Aufstieg von jüngeren Facharbeitern einerseits, das Einströmen großer Quanten von Un- und Angelernten in die Industrie andererseits, nicht überraschen, dass lange Zeit hindurch, von der Mitte der 50er Jahre bis zum Ende der 60er Jahre, die Arbeiterfrage in Deutschland keine Rolle mehr spielte.

Wolfgang Dunkel: Wir haben noch 15 Minuten Zeit.

Burkart Lutz: Ja, aber nein, jetzt seid Ihr mal wieder mit Fragen dran.

Wolfgang Dunkel: Wir sind ja qualitative Sozialforscher und das Prinzip der Selbstthematisierung ist für uns immer sehr wichtig in unseren Interviews. Sie dürfen sich noch ein Jahrzehnt aussuchen! (Gelächter)

Burkart Lutz: Ich würde mir gerne noch ein Jahrzehnt aussuchen, über das ich freilich nur spekulieren kann. Dies ist das Jahrzehnt, das jetzt kommt.

Wolfgang Dunkel: Sollen wir das mit einer Frage verbinden?

Burkart Lutz: Ja, wenn Ihr eine Frage habt, ja.

Margit Wehrich: Die Frage lautet schlicht und einfach, wie geht es weiter mit der Industriesoziologie? Und wie geht es weiter mit Burkart Lutz?

Burkart Lutz: Ich will da ganz schnell antworten. Ich habe eine ganz simple Antwort. Es gibt allenfalls eine Krise der Industriesoziologinnen und -soziologen -

Wolfgang Dunkel: Ah ja, danke!

Burkart Lutz: ... aber nicht der Industriesoziologie. (Beifall)

Margit Wehrich: Wir hätten mit der Diagnose geschlossen, dass wir denken, dass es auf keinen Fall eine Krise der Industriesoziologie mit Burkart Lutz gibt.

Burkart Lutz: Das weiß ich nicht. Über bevorstehende Lebensverläufe, vor allem wenn sie in ein so enges Zeitfenster gequetscht werden müssen, soll man lieber nicht sprechen.

Ich möchte lieber noch auf eine Aufgabe eingehen, von der schon vorgestern viel die Rede war und die vielleicht für die Zukunft der Industriesoziologie von sehr hoher Bedeutung werden kann. Diese Aufgabe ist die systematische Öffnung der Industriesoziologie zu dem, was man die Analyse von Gesellschaften nennen kann – wobei ich bewusst nicht das Konzept der Gesellschaftstheorie verwende, weil dieses Konzept doch sehr besetzt. Was ich meine, ist die systematische und theoriegesteuerte Analyse der Entwicklungsdynamik von modernen Gesellschaften. Dies ist ein Feld, das auf eine überraschende und erschreckende Weise kaum bearbeitet wird – es sei denn im Feuilleton, das man gerne beim Frühstück liest.

Hier besteht ein sehr hohes Defizit. Zwar haben wir in den Jahren um 1980 versucht, das sich offenkundig ausbreitende Unbehagen an der von der Modernisierungstheorie vertretenen, hoffnungsgeladenen Linearität gesellschaftlicher Entwicklung ernst zu nehmen, die dann schließlich in dem Schlagwort vom Ende der Geschichte mündete. Neue Fragen tauchten auf, deren Beantwortung nicht zuletzt die Makro-Mikro-Beziehung und die Interdependenzen von Subjekt und Struktur in den Mittelpunkt rückte: Wie kann es in unseren Gesellschaften weitergehen? Wer treibt die Entwicklung wohin? Welche Kräfte wirken zusammen?

Aus diesem Unbehagen und den aus ihnen entspringenden Fragen entstand ein Buch, das nach meiner Überzeugung in meinem Gesamtlebenswerk wichtig ist, dessen Analysen und Thesen mir nach wie vor schlüssig und relevant erscheinen und von dem ich heute allenfalls bedaure, dass es von der Industriesoziologie längst nicht in dem an sich möglichen Umfang genutzt wurde und wird. Wenn jemand das interessiert, sollten wir mal länger darüber reden. Dennoch möchte ich jetzt, angesichts der sehr knappen Zeit, den „Kurzen Traum immerwährender Prosperität“ nur als Anstoß nutzen und uns alle fragen, was denn jetzt kommen kann, oder genauer was kommen sollte.

Als ich den größten Teil des „Kurzen Traum“ mit Ausnahme des letzten Kapitels geschrieben hatte, gab ich das Manuskript einigen wenigen Kollegen mit der Bitte um eine kritische Lektüre. Sie sagten übereinstimmend, dies sei ein schönes Buch, gut geschrieben, aber leider würde ich aufhören, wenn es um die eigentlich spannenden Dinge ginge, um die Frage, was sich seit der Nachkriegszeit verändert habe und was denn jetzt kommen werde.

Ich habe dann ein letztes Kapitel angefügt, das mir ziemlich schwer gefallen ist. Harter Kern dieses Kapitels ist die doppelte These, dass wir in der Auslaufphase einer Prosperitätskonstellation stehen und dass diese Konstellation unwiederholbar ist. Die These von der Unwiederholbarkeit der zu Ende gehenden Prosperität ist einigermaßen provokativ. Alle mir bekannten Vertreter zyklischer Entwicklungskonzepte, von Kondratieff über Schumpeter bis zu den französischen Regulationisten, unterstellen, meist ganz selbstverständlich, dass in der großen Krise, mit der eine Prosperitätskonstellation zusammenbricht, auch die Bedingungen dafür entstehen, dass sich eine neue Konstellation herausbildet. Der Untergang des Alten, so könnte man diese Denkfigur fassen, bringt das Neue hervor. Genau an dieser Stelle setzten meine Zweifel an. Welchen Grund gibt es für diese Hoffnung? Wo soll denn das Neue herkommen?

Zentrales Ergebnis des „Kurzen Traumes“ war, dass die entwickelten Nationen mit dem Niedergang der fordistischen Prosperität keineswegs mit einem neuen, schnellen Aufschwung rechnen dürfen, sondern in eine lange Periode des trial and error, des Suchens, des Experimentierens eingetreten sind, deren Ende nicht absehbar ist. Dies würde nicht automatisch zu einer großen, reinigenden Krise führen. Zu

erwarten sei allerdings, und in dieser Sache war ich wirklich zu meinem eigenen Bedauern ein realistischer Prognostiker, dass sich im Laufe der Zeit die Krisenanfälligkeit erhöhen wird. Wir dürfen also nicht darauf vertrauen, dass es so was wie naturgegebene Restabilisierungskräfte gibt. Im Gegenteil, die Wege, auf denen die entwickelten Nationen versuchen werden, die zunehmend offen kundigere Stagnation zu überwinden, rauszukommen, werden von Boom zu Boom (denn auch die konjunkturellen Schwankungen werden stärker) krisenträchtiger.

Was wir gegenwärtig erleben, stimmt leider Gottes mit der Erwartung überein, die ich vor fast einem Viertel Jahrhundert formuliert hatte.

Nun sprechen sehr gute Gründe, die ich jetzt nicht mehr ausbreiten kann, dafür, dass der Weg zu einer neuen, hoffentlich lang anhaltenden Periode der Stabilität zwingend massive Vorleistungen der Wissenschaft voraussetzt. Entscheidend ist in meiner Vorstellung, dass wir unter der Herausforderung stehen, wirklich Neues auszudenken. Und für diese Aufgabe sind wir als Wissenschaft, sowohl als Einzeldisziplin wie insgesamt als organisierte Wissenschaft ganz miserabel aufgestellt. Die Formulierung und Begründung von neuen Konzepten, das Entwickeln von neuen gesellschaftlichen Anreizsystemen, die Identifizierung von neuen Gleichgewichtszuständen und Selbststabilisationsmechanismen – alles dies müsste seit langem in Arbeit sein, wenn nicht demnächst das Überleben der Menschheit in einigermaßen erträglicher Form in Frage gestellt werden soll.

Sehr vieles spricht dafür, dass eine neue, überlebensfähige und menschenwürdige Bedingungskonstellation (von der keineswegs sicher ist, ob ihr Ertrag in nennenswertem Wachstum im herkömmlichen Sinn, sondern in der Mehrung ganz anderer Werte bestehen wird) nicht zuletzt auch ein gerüttelt Maß an substanziellem, theoriegeleitetem sozialwissenschaftlichen Denken und Forschen voraussetzt.

Ich finde, dies ist für Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler in mehrfacher Hinsicht keineswegs eine beängstigende, sondern eher eine begeistern- de Perspektive. Wenn ich jünger wäre, würde ich sicherlich nicht zögern, hier mitzumachen. Jetzt stehe ich zumindest an der Kippe. Deshalb hat es mir auch eine große Freude bereitet, dass mir die Sektion heute Abend Gelegenheit gegeben hat, einiges aus mehr als einem Jahrhundert Soziologie zu erzählen.

Vielleicht darf ich zu guter Letzt noch Herrn Soeffner zitieren, der mir einen zugleich klugen und wirklich warmherzigen Brief geschrieben hat, um mir die Ehrung mitzuteilen. Wenngleich der Preis dem Lebenswerks gewidmet sei, schreibt er: „Ich bin allerdings sicher, dass ihr Lebenswerk noch nicht abgeschlossen ist.“ Wenn ich noch Hoffnungen habe, dann richtet sie sich vor allem darauf, dass ich in den nächsten Jahren noch einiges tun kann. Doch bin ich sicher, dass der größte Teil dessen, was zu leisten ist, auf Euren Schultern ruht.

Margit Wehrich: So hatte ich vorhin den Satz gemeint, dass die Soziologie des Burkart Lutz nicht in der Krise ist: dass – ich will das mal so sagen, die Trias aus kritischer Wissenschaft, praktischer Verwertbarkeit und der Suche nach Wahrheit – also was Sie jetzt gesagt haben – weiter gefordert sein wird.

Burkart Lutz: Ja. Ja. Ja. Ich danke für die Fragen.

Wolfgang Dunkel: Herzlichen Dank, Herr Lutz.

Burkart Lutz: Nein ich hab mich natürlich – jetzt muss ich doch noch mal was zu den beiden Moderatoren sagen: Ich hatte mir heute früh beim Rasieren, kriegte ich plötzlich Sorgen und sagte: Was wird denn da heute Nachmittag passieren? Muss

ich da noch mal einen Vortrag halten, die wissen das doch alle, die kennen das doch. Wie soll denn das eigentlich ablaufen? Und so schön hatte ich mir das eigentlich nicht vorgestellt.

(Lachen und Beifall)

Burkart Lutz: Glaubts nur ja nicht, dass ich jetzt mit dem Reden aufhöre. Wir treffen uns auf der nächsten Sektionssitzung wieder.